

Winckelmann und Heyne: *Bioi paralleloi*?

BALBINA BÄBLER

1 Der päpstliche Antiquar in Rom und der Professor in Göttingen

Von Ihnen möchte ich wissen, ob man an einem Orte, wie Göttingen ist, vergnügt leben könne, und wie man es angebe, es zu seyn. Denn ich kann mir nicht vorstellen, wie dieser und ein jeder Ort, wo Academien in Deutschland sind, Leipzig ausgenommen, und die Ernsthaftigkeit, die ein Professor annehmen muss, hierzu Gelegenheit gebe. Mich deucht, man müsse in dieser Lebensart alt werden, und vor der Zeit, man mag wollen, oder nicht. Es würde aber noch schwerer werden für jemand, der einen gütigen Himmel, und ein schönes Land, wo die ganze Natur lacht, lange Zeit genossen hat.¹

Als Johann Joachim Winckelmann am 30. März 1765 diese Zeilen aus Rom an Christian Gottlob Heyne richtete, schien die süffisante Frage auf den ersten Blick die reale Lebenssituation der beiden Korrespondenten zu widerspiegeln: Winckelmann lebte seit knapp zehn Jahren in Rom, seit fast zwei Jahren in der Stellung des päpstlichen Antiquars,² seinen Schilderungen in eben diesem und anderen Briefen zufolge in geradezu paradisischen Verhältnissen; seine Ämter in der päpstlichen Administration kosteten ihn nicht mehr als zehn Stunden Arbeit pro Jahr (!), und er verkehrte auf gleicher Ebene mit einflussreichen Kardinälen, in deren prachtvollen Villen und Antikensammlungen er sich jederzeit als Freund aufhalten konnte.³

Welche ungeheure Arbeitslast dagegen der Göttinger Professor zu tragen hatte, wird auch aus den anderen Beiträgen in diesem Band hinreichend deutlich, aber diese bestand nicht nur aus Forschung, Lehre, Akademie, Bibliothek, Herausgeberschaften, Aufbau und Organisation neuer wissenschaftlicher Institutionen,

1 Rehm III, 1956, 91 Nr. 697; s. dazu Graepler 2007a, 17–28.

2 Leppmann 1996, 202–205; Papst Clemens XIII. hatte Winckelmann am 13.4.1763 zum „Commissario delle Antichità della Camera Apostolica“ ernannt.

3 Kunze et al. 1996, 80–107; Justi 1943, II, 134–141; Leppmann 1996, 125–149; die grundlegende Darstellung zu Winckelmans Briefen aus Rom ist Disselkamp 1993; s. dort bes. 202–254 zu Winckelmans Selbststilisierung als „Weiser auf dem Lande“, der in der Ruhe und Zufriedenheit des römischen *otium* seinen Neigungen nachgehen kann, und die Analyse der Briefgruppe, die Disselkamp als Winckelmans „große Selbstdarstellungen“ bezeichnet (301–394); sie zeichnen ein idealisiertes Bild von Rom und den dortigen höfischen Verhältnissen als Gegenbeispiel zu der schwierigen kulturellen und sozialen Situation der Gelehrten in Deutschland.

sondern auch aus zermürbenden Zeitfressern der Art, wie sie jedem Professor heutzutage sofort vertraut sein dürften. So schreibt Heyne einmal einem Freund:⁴

Seit Jahr und Tagen habe ich aufgehört, ein Gelehrter zu seyn, und Zahlen-Tabellen, Pro Memoria um Zahlung des Rückstandes, Berichte und Rechtfertigung von Monitis, Franken, Centimen, Brüche von 1/1000 von 1 Pf. sind meine edle Beschäftigung.

Doch so froh und frei, wie es die meisten seiner brieflichen Äußerungen glauben machen wollen, war auch Winckelmann in Rom wohl nicht immer; er hatte durchaus auch Verpflichtungen, wozu nicht zuletzt die des Fremdenführers für vornehme Gäste aus dem Ausland gehörten; liest man Winckelmanns Klagen über die völlige Gleichgültigkeit, mit der die deutschen und englischen Adelsprösslinge, denen er als päpstlicher Cicerone auf ihrem obligatorischen „Grand Tour“ Rom zeigen musste⁵ – und die er einmal in Verzweiflung als „Fürsten-Geschmeiß“ titulierte –, seine enthusiastischen Präsentationen der Meisterwerke antiker Skulptur aufnahmen, kann man ernsthaft bezweifeln, ob der gütige Himmel und das schöne Land diese Frustrationen immer auszugleichen vermochten.⁶

2 Der „freie“ Winckelmann und der „verstaubte“ Heyne?

Dennoch prägten Winckelmanns enthusiastische Schilderungen seines Lebens in Rom für lange Zeit in der Forschung das Bild von dem freien und freilebenden

4 Brief an Heinrich vom 27.4.1809; Heidenreich 2006, 106.

5 A. Müller, „Reisende der Grand Tour in den Sammlungen Roms – Winckelmann als Cicerone“, in: Kunze 1998, 155–163; vgl. dazu auch Leppmann 1996, 204: „Ein Mann, der diese Stellung innehatte, mußte nicht nur umfassend gebildet, sondern auch taktvoll [...] und vor allem mit den Idiosynkrasien von Besuchern vertraut sein, die sich trotz hohen Standes und ehrwürdiger Ahnenreihe nicht selten als Leute zweifelhaften Charakters und Rufes entpuppten. Da gab es Säufer, die von dem Antiquar, der sie frühmorgens von der Herberge abgeholt und bei glühender Hitze durch die Ruinen geführt hatte, verlangten, daß er die Nacht hindurch mit ihnen pokuliere. Da gab es vornehme Herren, denen Winckelmann die vielumworbene Lebedame Viscioletta zuführen sollte. Da gab es aber auch Lümmel wie Sir Francis Dashwood von der Society of Dilettanti, der während seines Besuches in Rom so viele Sottisen über den Papst von sich gab, daß ihn die Polizei schließlich aus dem Kirchenstaat verwies.“

6 Rehm III, 1956, 9 Nr. 626; dazu Disselkamp 1993, 189–201; s. auch W. Richter, „Italienfahrt im Jahrhundert Winckelmanns. Zum Wandel ihrer Motivationen und Erlebnis-horizonte“, in: Bruer / Tegtmeyer 2000, 61–74. Allgemein zu der sog. „Grand Tour“ der europäischen adeligen Jugend im 18. Jahrhundert und ihren Auswirkungen auf den Kunsthandel und das Entstehen fürstlicher Privatsammlungen s. I. Bignamini / I. Jenkins, „L'Antico“, in: A. Wilton / I. Bignamini (Hrsg.), *Grand Tour. Il fascino dell' Italia nel XVII secolo* (Milano 1997) 211–279.

Genie, das in Rom mit einem epochalen, kühnen Wurf eine neue Wissenschaft begründet, auf der einen und dem pedantischen, verstaubten Büchergelehrten, der nie aus Göttingen hinauskam und nie ein antikes Original sah, auf der anderen Seite. Dieser Eindruck wurde nicht zuletzt durch Carl Justis monumentale dreibändige, in fünf Auflagen erschienene und bis heute nicht ersetzte Winckelmann-Biographie zementiert;⁷ Hartmut Döhl traf es durchaus, als er diesbezüglich in einem Aufsatz von 1988 von der „wenig schönen Rolle Justis“ sprach.⁸

Justi vermittelt den Eindruck, Heyne habe insbesondere mit seiner Lobsschrift auf Winckelmann und seinen kritischen Rezensionen zu dessen Werken⁹ aus Eifersucht dem Genie kleinlich am Zeug geflickt und in grämlicher Philologenpedanterie an seinen großen Würfen herumgemäkelt; zu ersterer Arbeit schreibt er, Heyne sei der offizielle und preisgekrönte Lobredner Winckelmans gewesen, „während er ihm nichtoffiziell, offen und zwischen den Zeilen, soviel Blätter als er konnte aus seinem Lorbeerkranz abzupflücken suchte“.¹⁰ In den Rezensionen will er eine „durch die Sache nicht erklärliche Schärfe, eine berechnete, gerade den empfindlichsten Punkt, die moralischen Eigenschaften, die Sauberkeit eines Forschers verdächtigende Härte des Ausdrucks, die unzweideutig eine geheime Abneigung verrät“ bemerken, deren Quelle nicht schwer zu finden sei: „Der Blick des Neides sticht umso giftiger, je sorgsamer er sich verbergen zu müssen glaubt.“ Heyne habe sich in erster Linie über Winckelmans Erfolg und seine zahlreichen Bewunderer geärgert. Dazu sei die „Verschiedenheit des Naturells“ gekommen: Heyne habe offensichtlich nicht viel von Begeisterung, Einbildungskraft, Beredsamkeit gehalten und Worte wie „Freiheit“ oder „erhabener Genius“ nur in ironischem Ton gebraucht und sich im Bewusstsein der Erhabenheit über solche Schwachheiten in ein solches Gefühl der Überlegenheit hineingeschrieben, dass er von „Behauptungen des guten Winckelmans“ gesprochen habe; Heyne sei sich weltklug vorgekommen, „indem er mit der damals modischen Motivweisheit Winckelmans Ätiologie der Kunst beanstandet“ habe.¹¹

7 Justi 1943, bes. I, 234–237.

8 Döhl 1988, 143 Anm. 13; s. dazu den Beitrag Graepler, o. S. 77.

9 S. dazu den grundlegenden Aufsatz Graepler 2007a. Zu Heynes Lobschrift, die in der Tat kein traditionelles Enkomion ist, und seiner grundsätzlichen methodischen Kritik an Winckelmann s. jetzt Harloe 2013, 170–187.

10 Justi 1943, I, 236.

11 Justi 1943, II, 439; noch W. Lepenies, „Johann Joachim Winckelmann, Kunst und Naturgeschichte im 18. Jahrhundert“, in: *Johann Joachim Winckelmann 1717–1768*, hrsg. von Th. Gaetgens (Hamburg 1986), 222 übernimmt einfach (in flapsigerem Ton) Justis Urteil: „Christian Gottlob Heyne in seiner oft so boshaften Lobschrift auf Winckelmann ...“; *ibid.* 233: „Mit dem grämlichen Christian Gottlob Heyne könnte man Winckelmans Mangel an kaltem Blut, seine erhitzte Einbildungskraft, seine ausufernde Begeisterung und seine Wahrsagereien bekritteln.“

Auch Klaus Fittschen, der sonst ein ausgewogenes Urteil über das Verhältnis der beiden Männer fällt, nimmt an, Heyne sei „so sehr Philologe, so sehr Büchermensch“ gewesen, dass er eben doch glaubte, auf die für Antikenerforschung unentbehrliche Autopsie, auf der Winckelmann seit seinem Umzug nach Rom insistierte, verzichten zu können.¹²

Zu dieser Auffassung gab es auch lange Zeit keine wirkliche Gegenstimme. Grundlage für die Beschäftigung mit der Person Heynes ist die umfassende Biographie seines Schwiegersohnes und langjährigen Kollegen Arnold Hermann Ludwig Heeren, die 1813 erschien und allen späteren als Vorlage diente. Von diesem Werk schrieb Marianne Heidenreich: „halb Elogium und halb Erbauungsbuch, zeichnet [es] ein idealisiertes Altersbild Heynes, in das zudem einige Züge von Heerens eigener, durch und durch bürgerlicher, dazu ängstlicher und angepaßter Natur eingeflossen sind.“ Dagegen zeigen Heynes Briefe und Schriftsätze in den Angelegenheiten der Sozietät der Wissenschaften¹³ einen temperamentvollen Menschen, der zäh um eine Sache kämpft – dies allein korrigiert schon zu großen Teilen Justus Ausführungen zu Heynes „Naturell“.¹⁴

Erst in jüngerer Zeit scheint sich ein gerechteres Urteil über Heynes Persönlichkeit und sein Verhältnis zu Winckelmann herauszubilden; einen kaum zu überschätzenden Beitrag liefert dazu das monumentale Opus von Marianne Heidenreich, aus dem oben zitiert wurde, und das weit mehr enthält, als der Titel „Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte“ vermuten lässt.¹⁵

Im Rahmen neuerer Forschung zum Genos der Briefliteratur erschien 1993 Martin Disselkamps Arbeit „Die Stadt der Gelehrten. Studien zu Johann Joachim Winckelmanns Briefen aus Rom“, die Winckelmanns Schilderungen seines Lebens in Rom im Kontext der Gelehrtenbriefe des 18. Jh.s betrachtet, d.h. nicht mehr in erster Linie als unmittelbare authentische Lebenszeugnisse, sondern auch und nicht zuletzt an ein bestimmtes Publikum gerichtete Selbstdarstellung.

Hier soll ansatzweise versucht werden, ob man sich anhand eines Vergleichs von Jugend und früher Laufbahn und der Lektüre des Briefwechsels zwischen Winckelmann und Heyne einer objektiven Beurteilung des Verhältnisses der beiden Gelehrten zumindest annähern kann.

12 Fittschen 1980, 33f.

13 S. den Beitrag Nesselrath, u. S. 164–176.

14 Heidenreich 2006, 27.

15 S. den Beitrag Graepler, o. S. 78.

3 Entbehrungsreiche Jugendjahre

Christian Gottlob Heyne wurde am 25. Sept. 1729 als Sohn eines armen Leinewebers, der wegen seines protestantischen Glaubens seine damals österreichische Heimat Schlesien hatte verlassen müssen, im sächsischen Chemnitz geboren; der zwölf Jahre ältere Winckelmann am 9. Dezember 1717 im altmärkischen Stendal als Sohn eines armen Schuhmachers. Sein Geburtshaus ist heute das dortige Winckelmann-Museum; dagegen ist von demjenigen Heynes heute nichts mehr zu sehen.¹⁶

Beide erlebten eine von Armut und Entbehrungen geprägte Schulzeit und Jugend: Heyne konnte dank der Opferbereitschaft seiner Eltern die Kinderschule in der Vorstadt besuchen und der von dem einem seiner beiden Paten gespendete wöchentliche Groschen ermöglichte lateinische Privatstunden, die er dort nicht bekommen konnte.¹⁷ Noch schwieriger wurde die Lage, als der aufgeweckte Knabe die städtische Lateinschule zu besuchen wünschte; nebst einem Gulden Quartalgeld und einem blauen Mantel mussten auch die benötigten Bücher bezahlt werden. Der zweite Pate, ein Geistlicher in der Vorstadt, gab zwar den Gulden und „einen groben Mantel“, verweigerte aber das Büchergeld,¹⁸ was der junge Heyne nur auf folgende Weise ausgleichen konnte:

Hier sah ich mich in die Nothwendigkeit gesetzt, die Bücher von einem meiner Comilitonen mir geben zu lassen, und sie täglich vor der Lection abzuschreiben.¹⁹

Winckelmann finanzierte sich den Besuch der Lateinschule mit Nachhilfestunden und als Kurrendesänger,²⁰ d. h. er zog mit einem Chor (den er zeitweilig sogar leitete) herum und lieferte die musikalische Begleitung zu Taufen oder Begräbnissen; alle paar Monate verteilte der Rektor der Stendaler Schule die gespendeten oder gesammelten Gelder, von denen sich die Sänger Kleider und Schulbücher kaufen konnten.

Heyne schilderte später in heute noch beeindruckenden und bedrückenden Worten die Situation der sächsischen Weber, deren Existenz nur dann überhaupt

16 Heidenreich 2006, 27; Irmscher 1988, 120 Anm. 1; Kunze et al. 1996, 1–25; s. jetzt auch Harloe 2013, 166f.; auch sie spricht von den „parallels between their lives and in the personal acquaintance that existed between the two men.“

17 Heeren 1813, 9 (Heerens Biographie seines Schwiegervaters enthält auf den Seiten 5–28 eine autobiographische Schilderung Heynes über seine Kindheit und Jugend). „Zur Bedingung ward mir auferlegt, ich sollte alle Sonntage kommen [zu dem Paten], und das auswendig gelernte Evangelium hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte mein Gedächtniß, und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen.“

18 Heeren 1813, 10–12.

19 Heeren 1813, 12.

20 Heidenreich 2006, 29; Justi 1943, I, 27–38; Leppmann 1996, 32f.

knapp gesichert war, wenn infolge günstiger Ernten die Brotpreise besonders niedrig waren:

Es gibt in diesen Gegenden sogenannte Kaufleute [...], die den Aermern die verfertigte Leinwand um den geringsten Preis abkaufen, und sie um den höchsten auswärts zu verkaufen suchen. Mit allem Stolze eines Satrapen sah ich oft einen und den andern dieser kleinen Tyrannen die ihm angebotene Arbeit zurückgeben, oder eine Kleinigkeit vom verlangten Werth und Arbeitslohn abberechnen. Die Noth zwang den Armen, ein Paar Groschen weniger seinen Schweiß zu verkaufen; und die Einbuße durch Darben wieder zu ersetzen. Diese Art von Anblick war dasjenige, was den ersten Funken von Empfindlichkeit in meinem kindischen Herzen rege machte. Statt von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Reichen, die sich von gedarrten Brosamen so vieler Hunderte nährten, mich zur Furcht oder Scheu blenden zu lassen, war ich mit Grimm gegen sie erfüllt. Das erste Mal, da ich in der Schule von Tyrannenmord hörte, ward die Vorstellung lebhaft in mir, ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft in Mangel hatten schmachten lassen. [...] Daß der unterdrückende Teil des Menschengeschlechts gesichert sey, war im Plan der unerforschten Vorsehung im jetzigen System ein sehr wichtiger Gegenstand.²¹

Man kann sich schwer vorstellen, dass der Verfasser solcher Zeilen das Wort „Freiheit“ nur in ironischem Ton gebrauchte, wie Justi behauptet.

Sowohl Heyne wie Winckelmann erlebten in der Schule die trostlose Situation der alten Sprachen, besonders des Griechischen; im Deutschland der ersten Hälfte des 18. Jh.s war durch den Dreißigjährigen Krieg fast alles zerstört, was einst Erasmus und Melancthon aufgebaut hatten.²² Was sich in Schulordnungen und Schulbüchern überhaupt erhalten hatte, waren, nebst natürlich dem Neuen Testament, einige Autoren bzw. Auszüge davon, die moralisch nützlich erschienen.²³ Man hielt im protestantischen Deutschland deshalb noch am Griechisch-

21 Heeren 1813, 7f.

22 Neben dem allgemeinen wirtschaftlichen und moralischen Verfall war auch eine der Folgen ein enormer Verlust von Kulturgut, das zerstört oder – wie z. B. die Bibliotheken von Heidelberg, Würzburg und Mainz – als Beute verschleppt worden war. Die Bevölkerungsschicht, die als Kulturträger hätte dienen können, war nicht nur durch Plünderungen, sondern auch durch Kontributionen an wechselnde Eroberer zugrunde gerichtet. Ein beeindruckendes Panorama der Zustände findet sich bei Justi 1943, I, 44; F. Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts* (Berlin / Leipzig I, 31919) 486–489, s. dort auch 608–610 (zur schlechten Bezahlung und dem ebenso schlechten Ansehen der Lehrer der alten Sprachen, die sich zusätzlich negativ auf den Unterricht auswirkten; die Lehrkräfte waren sehr oft Kandidaten der Theologie, die auf die Berufung in ein geistliches Amt warten mussten); s. auch Finsler 1912, 377–418; E. Décultot, *Untersuchungen zu Winckelmanns Exzerptheften. Ein Beitrag zur Genealogie der Kunstgeschichte im 18. Jh.* Stendaler Winckelmann-Forschungen 2 (Ruhpolding 2004) 82–85; Bähler 2012, 167–170.

23 Z. B. Nonnos' poetische Paraphrase des Johannes-Evangeliums, oder Epiktets Handbüchlein, die *Charaktere* des Theophrast, (Ps.-)Plutarchs Schrift von der Erziehung, von Xenophon die *Kyrupädie* und die *Erinnerungen an Sokrates* und, als einer der damaligen Favoriten, Herodians Kaisergeschichte; vgl. Bähler 2012, 166.

unterricht fest, weil er der einzige Weg zur Erforschung der Heiligen Schrift war, was aber wiederum auch zur Folge hatte, dass Profanschriftsteller, sofern man sie kannte, völlig vernachlässigt wurden, und das Griechisch der Bibel als besonders rein galt, da es ja göttlich inspiriert war.²⁴

Heyne erinnerte sich:

Es war ganz der ehemalige Schlendrian, lateinische Vocabeln, Exponiren, Exercitien; Alles ohne Geist und ohne Sinn. [...] Mit dem Griechischen ging es nicht besser. Das neue Testament und Plutarch von der Erziehung war Alles, was wir von griechischen Büchern kannten.²⁵

Über seinen Griechischlehrer Georg Hager, der immerhin die erste Hälfte der *Ilias* behandelte, die er 1745 in einer preiswerten Ausgabe drucken ließ, schrieb er:

Aber dem guten Mann wollte es mit seinem Unterrichte nicht glücken; es fehlte ihm überall an den Elementen selbst. Dieses hatte sehr nachtheilige Folgen für mich. Ich bildete mir ein ihn zu übersehen; hatte keine Aufmerksamkeit; gewann keinen Geschmack, nicht einmal am Homer ...²⁶

Wie Winckelmann schrieb: die Philologie war *ignava caligine mersa(e)*, in träger Finsternis versunken.²⁷

Beide Männer schreiben später in oft recht bitteren Worten über ihre Jugend und Ausbildung und urteilen bisweilen sehr hart über ihre Lehrer. Heyne stellt fest:

Der frühste Gespieler meiner Kindheit war der Mangel; und die ersten Eindrücke waren die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte. [...] Schwächlich von jeher, von Kummer und Elend gedrückt, ohne frohen Genuß des kindischen Alters und der frühen Jugend, war ich von sehr kleinem Wuchs geblieben.²⁸

Von Winckelmann existiert ein berühmter und oft analysierter Brief vom 8. Dezember 1762 (dem Vorabend seines Geburtstages) an seinen Jugendfreund Marburg, der eine Schilderung seines Lebens von ihm erbeten hatte; bezüglich seiner Jugend genügt Winckelmann ein halber Satz: Er habe sie „theils in der Wildheit, theils in Arbeit und Kummer verlohren“; seine Lebensgeschichte sei sehr kurz,

weil ich dasselbe nach dem Genuß abmesse. M. Plautius, Consul, und welcher über die Illyrier triumphiret hatte, ließ an sein Grabmaal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten

24 Finsler 1912, 386f.

25 Heeren 1813, 15. 17; Heidenreich 2006, 29.

26 Heeren 1813, 18; Heidenreich 2006, 31f.

27 Im Entwurf eines lateinischen Briefes an den Superintendenten Nolte aus Seehausen vom 27. Nov. 1743 (Rehm I, 1952, 53 Nr. 20).

28 Heeren 1813, 6. 11.

hat, unter allen seinen angeführten Taten setzen: VIXIT. ANN. IX. Ich würde sagen: ich habe bis in das achte Jahr gelebet; dieses ist die Zeit meines Aufenthaltes in Rom und in anderen Städten von Italien.²⁹

Ein Gefühl, dass sich die verlorenen Jahre nicht mehr aufholen ließen, verlor er aber offensichtlich niemals vollständig. Noch ein Jahr vor seinem Tod schreibt er an den jungen Baron von Riedesel:

Mein Unglück ist, dass ich einer von denen bin, die die Griechen ὀψιμαθεῖς, sero sapientes nennen [...]: denn ich bin zu spät in die Welt und nach Italien gekommen; es hätte, wenn ich gemäßige Erziehung gehabt hätte, in Ihren Jahren geschehen sollen.³⁰

Die Unzulänglichkeiten der Schulmeister allerdings waren meist nur den eben geschilderten Verhältnissen geschuldet; es gab unter ihnen tüchtige und aufopferungsvolle Leute, wie etwa Esaias Wilhelm Tappert, den Rektor der Stendaler Lateinschule, dem Winckelmann als Vorleser diente, als dieser zunehmend erblindete. Doch bedenkt man die unendliche Kraft und Mühe, die es beide kostete, sich von ihrer Herkunft emporzuarbeiten, und die immensen Opfer, die sie schon in jungen Jahren für ihre Ausbildung bringen mussten (und wollten!), so muss man sagen, dass bei beiden von „Jugend“ eigentlich nicht gesprochen werden kann.³¹

29 Rehm II, 1954, [274–276] 275, Nr. 527; s. auch Leppmann 1996, 192f. Winckelmann lieferte eine ingenieuse Interpretation der Grabinschrift, die es ihm ermöglichte, sie auf seine Lebenssituation zu beziehen: M. Plautius rechne nur die Jahre, die er in seinem Landhause in Ruhe und Muße habe zubringen können; das vorherige Leben und alle seine militärischen Leistungen, die ihm höchste Ehren eintrugen, zählten für ihn nichts im Vergleich zum *otium*, in dem er sich seinen Interessen widmen konnte. Allerdings beruht diese sinnreiche Deutung auf einem Irrtum: Die Inschrift VIXIT. ANN. IX wurde später für den frühverstorbenen Sohn des Erbauers des Grabmals hinzugefügt. S. H. Berthold, „VIXIT ANNOS IX oder Winckelmanns eigentliches Leben“, in: Bruer / Tegtmeyer 2000, 51–59. Bereits vier Jahre vorher (am 30.9.1758) hatte er aus Florenz geschrieben: „Ich hole itzo nach, was ich versäümet habe; ich hatte es auch von dem lieben Gott zu fodern.“ (Rehm I, 1952, 422 Nr. 243). Heyne zieht die Bilanz, aller Genuss der Freude seiner frühen Jugend sei schon in der Blüte erstickt worden (Heeren 1813, 13).

30 Am 2.6.1767 (Rehm III, 1956, 268 Nr. 859); vgl. Richter 1968, 743f.

31 Heeren 1813, 11. Harloe 2013, 35–46 liefert eine interessante Betrachtung von Winckelmanns Jugend in breiterem sozialgeschichtlichen Kontext und zeigt dabei klar, dass sein Lebensweg in gewisser Weise exemplarisch für zahlreiche ähnliche Schicksale dieser Zeit war: Der Erwerb von Bildung war im 18. Jh. die einzige Chance sozialen Aufstiegs für Knaben aus armen Verhältnissen. Kirchliche, fürstliche oder private Geldgeber (wie etwa die Franckeschen Stiftungen in Halle) boten zwar Unterstützung, aber nach Abschluss der Universität standen nahezu allen diesen mittellosen jungen Männern zunächst entbehrungsreiche und oft von persönlichen Demütigungen geprägte Jahre als Hauslehrer oder Hofmeister bevor, bis sie eine Stelle in Schule oder Kirche antreten konnten.

4 Schwierige Lehr- und Studienjahre

Auf Tapperts Empfehlung ging Winckelmann im Alter von 17 Jahren nach Berlin an das Cöllnische Gymnasium, wo Griechisch auf dem Lehrplan stand, und wo Winckelmann wohl seine lebenslange Liebe zu Homer fasste. Er verdankte dies vielleicht auch dem Lehrer und späteren Rektor Christian Tobias Damm, der mit seiner glühenden Begeisterung für das Griechische – er hatte schon 1735 die *Batrachomyomachie* ediert³² – in seiner Zeit eine Vorreiterrolle spielte.

Er besuchte danach noch für etwa anderthalb Jahre das Gymnasium in dem etwa 7 Meilen von Stendal gelegenen Salzwedel, dessen Rektor Georg Scholle, an den sich Winckelmann zeit seines Lebens dankbar erinnerte, gute Sprachkenntnisse besaß, aber offenbar ein etwas skurriler Mensch war, der zum Fleiß aufrief „in den Allokutionen Alexanders an sein Heer“ und zum Beweis seiner Strenge anführte, er würde schwatzhafte Schüler „gewaltig anschreien“: „ófelon nyn siopón eies!“³³

Im März 1738 ging Winckelmann nach Halle, um dort ein Theologiestudium aufzunehmen; Theologie war freilich wohl das, was er am wenigsten studierte, aber das einzige, wofür arme Studenten materielle Unterstützung bekommen konnten. Er besuchte dort vor allem medizinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen und nutzte die dortige Bibliothek. Nach einem Jahr als Hauslehrer in einer angesehenen Familie ging er 1741 nach Jena mit der Absicht, Medizin, Naturwissenschaften und höhere Mathematik zu studieren. Diese Beschäftigungen fesselten ihn ein Leben lang; aus dieser Zeit stammt wohl auch sein Interesse an Hippokrates und Euklid; und in späteren Werken, etwa der *Geschichte der Kunst des Alterthums*, kommen solche Interessen immer wieder zum Tragen, z. B. in der Klimatheorie oder in Statuenbeschreibungen.³⁴

Winckelmanns Studium war also recht plan- und ziellos; er bekam mit knapper Not in Halle ein Abschlusszeugnis, und im Berliner Zeugnis steht über ihn, er sei ein *homo vagus et inconstans*, wozu Winckelmann, als ihm dies Jahre später bekannt wurde, bemerkte, das sei „recht gut gesagt“, aber nur so sei er schließlich in Rom gelandet.³⁵

32 1769 folgte eine mit Anmerkungen versehene Homerübersetzung in Prosa. Zu Damm und seinem Einfluss auf Winckelmann – Damm postulierte den Vorrang griechischer Sprache und Literatur vor der römischen und stellte bereits 1752 die These auf, nur durch die Nachahmung der Griechen könne heute noch etwas Beifallswürdiges hervorgebracht werden – s. Justi 1943, I, 46–51.

33 Justi 1943, I, 51–65, hier bes. 63; Kunze et al. 1996, 26f.

34 Justi 1943, I, 113–122; Kunze et al. 1996, 31–49; Leppmann 1996, 39–57.

35 Justi 1943, I, 50; Richter 1968, 732–734. Richter spricht (S. 737) von „ein[em] unruhevolle[n] Suchen nach neuen Wegen, das sich bald in planloser Polymathie, bald in leidenschaftlich-instinktolser Zielstrebigkeit äußerte“.

Auch Heyne, der sich am 7. Juni 1748 in Leipzig immatrikulierte, sollte auf Wunsch seines Paten, der ihm spärlich und unwillig Unterstützung zukommen ließ, Theologie studieren; auch Heyne war dazu ebenso wenig geneigt wie Winckelmann. Er hatte aber das Glück, auf die Professoren Johann August Ernesti und Johann Friedrich Christ zu treffen, die seine Aufmerksamkeit auf das Studium „der Alten“ lenkten; Christ, der von der Überlegenheit der humanistischen Bildung überzeugt war und die griechischen und römischen Schriftsteller als „wahre und einzige Muster des guten Geschmacks“ ansah, deren Studium zudem der „Verbesserung des menschlichen Verstandes“ diene, übte auch einen großen Einfluss auf Heynes spätere pädagogische Ansichten aus; Christ bezog ausdrücklich die materiellen Überreste des Altertums in sein Konzept ein.³⁶

Beide blieben jedoch aufgrund ihrer Armut und ihrer Herkunft Außenseiter; die für einen Studenten, der es zu etwas bringen wollte, erforderliche „galante Lebensart“ war für sie unerreichbar. Heyne verfolgte „unablässig das bittere Gefühl der Niedrigkeit, des Mangels einer guten Erziehung und Bildung im Aeußern; und das Bewußtseyn des Linkischen im gesellschaftlichen Leben“.³⁷ Beide stürzten sich mit umso verbissenerem Eifer auf die Lektüre antiker Autoren. Wenn sich Winckelmann Ausflügen mit Kommilitonen nicht entziehen konnte, saß er abseits und las Aristophanes;³⁸ Heyne schlief so lange nur zwei Nächte pro Woche, bis er sich mit dieser Methode eine schwere Erkrankung zuzog.

Ähnliches praktizierte auch Winckelmann an seiner Stelle als Konrektor in Seehausen, die er zur Zeit von Heynes Studienbeginn seit fünf Jahren (nämlich seit 1743) innehatte, und wo er aufgrund seiner Unbotmäßigkeiten zum Grundschullehrer degradiert worden war, eine Situation, die er nur mit Hilfe seines geliebten Homer aushalten konnte, den er ganze Nächte hindurch in seiner eiskalten Kammer las³⁹ und exzerpierte:

Ich [...] ließ Kinder mit grindigten Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntnis des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete.⁴⁰

36 Heidenreich 2006, 36–40. Vgl. o. Graepler, S. 102f.

37 Heeren 1813, 25; Heidenreich 2006, 37f.

38 Justi 1943, I, 60 (nach den Erinnerungen von Winckelmanns Jugendfreund Paalzow); 185.

39 Zu den von Winckelmann benutzten Homerausgaben vgl. S. Kochs, *Untersuchungen zu Johann Joachim Winckelmanns Studien der antiken griechischen Literatur*. Stendaler Winckelmann-Forschungen 4 (Ruhpolding 2005) 110–112.

40 S. Rehm IV, 1957, 169 Nr. 104; Kunze et. al. 1996, 50–59; K. Kraus, *Winckelmann und Homer* (Berlin 1935) 4–42; Bähler 2012.

5 Die Jahre vor Rom und Göttingen

Von dieser „Knechtschaft“ wurde Winckelmann durch das Angebot einer Stelle bei Heinrich von Büнау erlöst, der am Dresdener Hof den Intrigen des Grafen Heinrich von Brühl unterlegen und politisch kaltgestellt worden war; er hatte sich ins Privatleben auf sein Schloss Nöthnitz zurückgezogen, wo er sich mit dem Verfassen eines Geschichtswerkes befasste, für das er Winckelmann im September 1748 als Mitarbeiter einstellte. Büнау besaß die damals größte Privatbibliothek Deutschlands, für Winckelmann geradezu ein Paradies.⁴¹

An der Bibliothek des siegreichen Gegenspielers Bünaus, des Grafen von Brühl in Dresden, hatte seit dem Herbst 1753 Heyne eine untergeordnete und schlecht bezahlte Stelle als „Copist“, also eine wohl erheblich schlechtere Position als Winckelmann. Dies überrascht: Hatte Heyne doch sein Studium erfolgreich mit einer Arbeit über das Güterpfandrecht, *De iure praedictorio*, abgeschlossen, die er am 11.4. 1752 öffentlich verteidigt hatte, was die Voraussetzung für eine Verwaltungstätigkeit war und zu einer Notars- oder Advokatenprüfung hätte weiterführen können; ein weiteres Angebot war das einer Lehrerstelle an der Thomasschule (sowohl Ernesti wie Gesner hatten hier als Lehrer begonnen).

Aber – was im Rückblick erstaunlich erscheint – Heyne wollte keine akademische Laufbahn einschlagen. Professor zu werden war nicht sein Lebensziel; ihm schwebte eine Ehrenstelle am Hof in Dresden vor. Ein Jahr zuvor hatte er auf Pierre Coste, den plötzlich verstorbenen Philosophen und Prediger der französischen reformierten Gemeinde in Leipzig, bei der er eine Heimat gefunden hatte, eine Elegie geschrieben, die von der Gemeinde prächtig gedruckt worden war. Als der Minister von Brühl davon durch seinen in Leipzig studierenden Sohn erfuhr und den Wunsch äußerte, den Verfasser kennen zu lernen – eine wohl nur en passant hingeworfene Bemerkung des allmächtigen Mannes –, hielten Heyne wie auch einige seiner Freunde dies schon für eine sichere Aussicht auf eine höfische Laufbahn.

Heyne reiste nach Dresden, wurde Brühl vorgestellt und mit höflichen, vagen Versprechungen wieder entlassen, die er aber für bare Münze nahm; er fühlte sich bitter getäuscht und gekränkt, als er in der Folge immer wieder Bittsteller spielen musste und schließlich mit der erwähnten Position als „Copist“ abgespeist wurde; sein Jahresgehalt von hundert Talern entsprach dem Preis einer Schnupftabakdose. Heidenreich⁴² schreibt in diesem Zusammenhang von

41 Justi 1943, I, 221–237; Leppmann 1996, 70–80 (bes. 71–73 zur Rivalität zwischen Büнау und Brühl); zu Büнау, seiner Bibliothek, seiner *Teutschen Kayser- und Reichs-Historie* und Schloss Nöthnitz s. Heres 1991, 17–51.

42 Heidenreich 2006, 53–55; Heres 1991, 87 (Heynes Klagen über den Dienst bei Brühl).

Heynes Naivität und beträchtlicher Selbstüberschätzung; es zeigt wohl auch gerade, wie unrealistisch seine Vorstellung von den höfischen Verhältnissen waren und wie wenig geeignet er für eben diese Welt war.

Winckelmann verbrachte nach seinem freiwilligen Ausscheiden aus Bünaus Diensten im Oktober 1754 ein Jahr in Dresden, wo er sich intensiv seinen altertumswissenschaftlichen Interessen widmete und sein Erstlingswerk *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst* verfasste, wozu er auch die Bibliothek benutzte, an der Heyne arbeitete. Hier begegneten sich die beiden also zum ersten Mal. Heyne erinnerte sich später allerdings nur noch an die „Rustizität“ dieses Kunden, der auch sonst keinen vorteilhaften Eindruck hinterließ. Heeren schreibt dazu:

Ofť kam hier ein fast ganz unbekannter Mann, dessen Besuche gar nicht sonderlich erwünscht für die Bibliothecare waren, weil er ihnen unendliche Arbeit machte. Er schien unersättlich im Lesen zu seyn; und der verlangten Bücher waren so viele, daß er deßhalb eben nicht mit freundlichem Gesicht aufgenommen ward. Es war Johann Winckelmann. [...] So wurden die beyden miteinander bekannt, wenn auch nicht vertraut.⁴³

Am 11. Juni 1754 konvertierte Winckelmann zum Katholizismus, um nach Rom gehen zu können; er bekam eine Stelle als Bibliothekar des Kardinals Archinto und ein jährliches Stipendium des Dresdener Hofes, das allerdings schon zwei Jahre später ausblieb, als Friedrich der Große in Sachsen einmarschierte.⁴⁴ Heyne wurde von diesem Krieg noch weitaus stärker betroffen: Bei der Bombardierung Dresdens im Juli 1760 brannte seine Wohnung aus, und er verlor viele wichtige Exzerpte und Vorstudien zu wissenschaftlichen Arbeiten.⁴⁵

Dagegen nahm Heyne seinen Glauben ernst; es war Heynes erste Frau Therese, die 1761 für ihn vom Katholizismus zum Lutheranertum konvertierte, was zum völligen und dauerhaften Bruch mit ihrer Familie führte, worunter sie ihr Leben lang litt.⁴⁶

43 Heeren 1813, 44.

44 Leppmann 1996, 85–93; Heres 1991, 79–87; Justi 1943, I, 639–650. Von der Zeit des Siebenjährigen Krieges an betont Winckelmann insbesondere in den Briefen an seine Schweizer Freunde die Freiheit, die er in Italien, dem „Land der Menschlichkeit“ genießt (die zahlreichen Briefe, in denen diese Bezeichnung vorkommt, sind zusammengestellt bei Richter 1968, 743 Anm. 131), und äußert sich scharf über Preußen und seinen Herrscher, z. B. in dem Brief an L. Usteri vom 15.1.1763: „Es schaudert mich die Haut vom Haupte bis zu den Zehen, wenn ich an den Preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker gedenke, welcher [das] von der Natur selbst vermaledeyete und mit Lybischen [sic] Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschheit machen und mit ewigen [sic] Fluche belegen wird. Meglio farsi Turco circonciso che Prussiano“ (Rehm II, 1954, 283 Nr. 532).

45 Heidenreich 2006, 84–86; eine sehr beeindruckende Schilderung der Ereignisse gibt Heyne selbst (abgedruckt bei Heeren 1813, 57–63)

46 Zu Therese Heyne, geb. Weiß s. Heidenreich 2006, 86–91. 98f.

6. In Göttingen und Rom

Gegen Ende 1762, als Winckelmann seit fünf Jahren in Rom lebte und unter anderem die *Anmerkungen über die Baukunst der Alten* und die *Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen* publiziert hatte, die die sensationellen Funde der Vesuvstädte nördlich der Alpen bekannt machten, erreichte Heyne der Ruf aus Göttingen, für ihn (und uns!) ein Geschenk des Himmels; er brauchte dringend eine Stelle, umso mehr, als er nun einen kleinen Sohn hatte und seine Frau wieder schwanger war. Allerdings war er zunächst nicht begeistert: Nach der Residenzstadt Dresden schien ihm Göttingen noch halb barbarisch. Tatsächlich hatte es erst 25 Jahre vor Heynes Berufung, bei der Gründung der Universität 1737, Proteste der Bevölkerung gegen diese Einrichtung gegeben; in seinem Bericht zur Hundertjahrfeier der Georgia Augusta 1837 schrieb Eduard Beurmann, der Menschenschlag in Göttingen sei „außerordentlich roh und erdgeboren“, und hätte an „solcher Beschränkung der Begriffe gelitten, dass [er] der Meinung war, man führe die Universität auf Frachtwagen herbei“. Und Beurmann schließt die sarkastische Frage an:

Weshalb wählte man Göttingen für die neue Universität? Weil in Lüneburg eine Sau die Salzwerke aufgefunden hatte. Diese Stadt war also weniger bedürftig, als Göttingen, dessen Einwohnern man das attische Salz der Wissenschaft zum trockenen Brode geben wollte.⁴⁷

Die Niedersachsen waren Heyne in Temperament und Sprechweise fremd, und einen Monat nach seiner Ankunft, am 25. Juli 1763, schrieb er (in seinem meines Wissens ersten Brief an Winckelmann):⁴⁸

Ich schreibe an Sie von einem Orte her, wo ich in meinem Leben nicht einmal geträumt hatte, einen Tag zuzubringen und aus einer Nation, die weder meine Wahl noch mein Wunsch war.

Winckelmann eingangs zitierte spitze Bemerkungen über Göttingen knapp zwei Jahre später waren also vielleicht nicht ganz unproviziert durch Heynes eigene Äußerungen.⁴⁹

47 E. Beurmann, *Die drei Septembertage der Georgia Augusta im Jahre 1837* (Frankfurt a. M. 1838) 17f; zitiert nach: S. Schreiner, *100 Jahre Georgia Augusta Göttingensis. (K)ein Grund zum Feiern. Prosa und Dichtung über die Säkularfeier 1837* (Göttingen 2010) 11–13.

48 Rehm IV, 1957, 95 Nr. 61.

49 Heyne schlug aber 1770 ein verlockendes Angebot nach Kassel aus, ohne in Göttingen davon Vorteile zu haben (Heeren 1813, 110f.); 1787 lehnte er eine hochbezahlte Stellen in Dresden und wenig später an die Universität Kopenhagen ab, wo er das ganze Bildungswesen Dänemarks neu gestalten sollte. Winckelmann wurde 1765 von Friedrich II. auf eine Bibliothekarsstelle in Berlin berufen, die er zunächst annahm; seine in die-

Damit begann ein Briefwechsel, der bis zu Winckelmanns Tod nur fünf Jahre später fortgeführt wurde; die erhaltenen Briefe, die Winckelmann und Heyne einander schrieben, zeigen m. E. ein hohes Maß an gegenseitiger Wertschätzung, und es besteht kein Anlass, diesbezügliche Äußerungen als ironisch (oder noch schlimmer) zu interpretieren. Man könnte ganz pragmatisch sagen, dass jeder der beiden auch einen praktischen Nutzen von der Freundschaft des anderen hatte: Heyne bot Winckelmann Gelegenheit, in den Publikationen der Königlichen Societät seine Entdeckungen zu verbreiten, was diesem angesichts hoher Druckkosten und notorischer Probleme mit seinen Verlegern sehr willkommen sein musste,⁵⁰ zumal ihm damit nun ein sehr renommiertes Publikationsorgan in seiner alten Heimat zur Verfügung stand.

Im selben Brief schreibt Heyne:

Vor allen Dingen aber schenken Sie mir die Ehre Ihrer Zuschriften, lassen Sie mich von Ihren unsterblichen Arbeiten und Beschäftigungen so viel erfahren als möglich. Sehen Sie die hiesige Académie und die Kön. Societät als einen Canal an durch den Ihre Entdeckungen und Ideen ungemein verbreitet werden könnten. Und ein Mann, wie Sie, lebt doch für mehr als ein Land. Lassen Sie mich nicht anfangen zu sagen, wie sehr ich Sie verehere; ich würde zu sehr ausschweifen.

Dieses Angebot kam auch wiederum Heyne und den Publikationen, für die er verantwortlich war, zugute, denn er bekam dadurch aus erster Hand Nachrichten von neuen Entdeckungen, Forschungen, und Funden in Italien.

Auch durch die Aufnahmen in die Academien bzw. Societäten des jeweils anderen Landes konnte jeder dem Renommee des anderen dienen. Die Initiative dazu ging von Heyne aus, und zwar ebenfalls in dem Brief vom 25. Juli, in dem er Winckelmann ankündigt, ihn zum auswärtigen Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen zu machen, und seiner Hoffnung Ausdruck gibt, dass jener ihm dafür „einige [sic] Aufnahmen in die Academien von Italien“ verschaffe, da er als Nachfolger Gesners eine gewisse Reputation brauche. Letzteres war wohl nicht nur ein Vorwand; Heidenreich zeigt anhand von Briefen und anderen Zeugnissen, wie beschwerlich Heynes Anfänge in Göttingen waren, bis er sich durchsetzen konnte, und wie bei Hofe ging es auch an der Universität nicht ohne Intrigen ab.⁵¹

sem Zusammenhang in Briefen genannte neuerwachte „Liebe des Vaterlandes“ steht im Gegensatz zu seinen sonstigen Äußerungen über Friedrich und Preußen (vgl. o. Anm. 44) und stellt eine Herausforderung für die Interpreten dar, s. dazu Disselkamp 1993, 145–157. Winckelmann lehnte aber die Stelle schon kurz darauf ab, weil der König inzwischen das Gehalt auf die Hälfte gekürzt hatte, da dies für einen Deutschen (!) genug sei.

50 Rehm IV, 1957, 95f. Nr. 61; S. auch Irscher 1988, 117.

51 Rehm IV, 1957, 95f. Nr. 61; Heidenreich 2006, 92–94; zur Wichtigkeit solcher Mitgliedschaften zum „Aufbau von Renommee und dem Erwerb einer gelehrten fama“ für Gelehrte wie Heyne und Winckelmann s. Disselkamp 193, 167f.

Heyne erwähnt in einem Brief an Raspe, er habe am 10.9.1763 einen Brief Winckelmanns aus Rom bekommen, was die Antwort auf den gerade zitierten Brief gewesen sein muss; erhalten ist dieses Schreiben aber nicht. Rehm bezweifelt, dass sich Winckelmann für die von Heyne erbetenen Aufnahmen eingesetzt hat.⁵²

Winckelmann bedankte sich für seine am 12. Februar 1765 erfolgte Wahl zum Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen mit der Widmung seiner Schrift über die Allegorie an diese, was aber nicht ganz unproblematisch war, da er es versäumt hatte, sich die für eine solche Zueignung notwendige formelle Erlaubnis einzuholen; er beklagt sich später bitterlich bei Heyne, man würde diese Arbeit in Göttingen selbst an der Universität nicht einmal dem Namen nach kennen.⁵³

Zahlreiche der nun folgenden Schreiben Winckelmanns an Heyne enthalten Auskünfte über lateinische und griechische Handschriften in den Bibliotheken, die er gerade besuchte:⁵⁴ über Handschriften des Apollonios in der Vaticanischen Bibliothek (22. Dez. 1764); am 30. März 1765 gibt er Auskunft über Tzetzes, *Antehomer et Posthomer*, über Vergilhandschriften in Rom und die vergebliche Suche nach einem Athenaios-Kodex; am 13. Juli 1765 bestätigt er Heyne, dass es in Florenz kaum griechische Ausgaben gibt: „Ich gieng in ganz Florenz umher, den Apollonius mit den Scholien zu finden, aber vergebens.“

Es fehlt auch nicht an Sticheleien über neue italienische Ausgaben: Am 22. Dezember 1764 schreibt er nach Göttingen, außer Giacomelli könne in Rom keiner Griechisch;

die beiden Griechischen Professoren außer mir, in der Vaticana, können zur Noth einen Kirchenvater langsam buchstabieren;

am 30. März 1765: Die Callimachus-Ausgabe des Bandini (Florenz 1763) sei „von einem Menschen besorgt, welcher nicht Griechisch lesen kann“; und am 16. Februar 1766:

Von dem Catalogus der griechischen Manuscripte in der Vaticana ist nimmermehr ein Blatt zu hoffen, und dieß aus mehr als einem Grunde. Assemanni kann kein Griechisch, und niemand wird sich außer ihm diese Mühe nehmen, die nicht bezahlt wird.⁵⁵

52 Rehm II, 1954, 342 Nr. 589; Rehm IV, 1957, 455 (Kommentar zu Heynes Brief).

53 *Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, der Königl. Großbritannischen Gesellschaft der Wissenschaften auf der berühmten Universität zu Göttingen zugeeignet*. S. den Brief vom 19. März 1767 (Rehm III, 1956, 242, Nr. 832). Die Aufnahme-Urkunde vom 12. Februar 1765 ist publiziert bei Rehm IV, 1957, 385f., Nr. 227. Zu Winckelmanns Allegorie-Schrift s. Justi 1943, II, 474–489.

54 Brief vom 22. Dez. 1764: Rehm III, 1956, 70, Nr. 686; Brief vom 30. März 1765: Rehm III, 1956, 89, Nr. 697; Brief vom 13. Juli 1765: Rehm III, 1956, 111f. Nr. 716).

55 Brief vom 22. Dez. 1764: Rehm III, 1956, 70, Nr. 686; Brief vom 30. März. 1765: Rehm III, 1956, 89, Nr. 697; Brief vom 16. Feb. 1766: Rehm III, 1956, 162, Nr. 760.

Wollte er damit vielleicht auch Heyne beruhigen, dass italienische Philologen keine Konkurrenz für die Arbeiten des Göttinger Professors darstellten?

Offensichtlich waren beide Männer gebildet und kultiviert genug, um einander trotz persönlicher und fachlicher Gegensätze den Respekt nicht zu versagen; Winckelmann nimmt in seinen Briefen lebhaften Anteil an Heynes Arbeiten, die jener ihm offensichtlich auch regelmäßig zuschickte;⁵⁶ am 16. Mai 1767 etwa schreibt er:

Ich erwarte Ihren Virgilius [i.e. Heynes kritische Ausgabe in 4 Bänden, 1767–75], und ich wünschte durch einen jungen Menschen Ihrer Universität, da Sie uns noch niemand geschickt haben. [...] oder suchen Sie für sich diese Reise auf königliche Kosten zu bewirken. Hierdurch könnte G.[öttingen] einen neuen Vorzug über die große Saat hoher Schulen in Deutschland erhalten.

Winckelmann verfolgte von Italien aus aber auch das Erscheinen von Textausgaben anderer Gelehrter mit ungebrochenem Interesse; so schreibt er an Heyne:

Von dem Polybius des Herrn Ernesti habe ich noch keine Nachricht. Seinen Homerus erwarte ich itzo aus der Schweiz. Einen solchen Mann schaue ich an mit überwärts gebeugtem Haupte, wie bey Betrachtung eines erhabenen Tempels, und überdenke hierauf sein Verdienst mit niedergeschlagenen Augen. Machen Sie demselben eine tiefe Ehrenbezeugung in meinem Namen, aber recht sehr tief, wie ich dieselbe mit einem gekrümmten Rücken machen würde.

Rehm hört hier „in Anbetracht von Winckelmanns notorischer Geringschätzung aller und besonders der deutschen Gelehrten“ einen „mehr oder weniger offenen Hohn“.⁵⁷ Aber alle gelegentlichen Sticheleien Winckelmanns gegen deutsche Professoren und Universitäten bzw. Prahlereien mit seinem wunderbaren Leben in Italien in den Villen des Kardinals Albani⁵⁸ liefern keinen Grund für eine derart drastische Interpretation, die Winckelmann einen geradezu böseartigen Charakter unterstellt. Wären die angeführten Äußerungen nur Hohn und Spott, so hätte er sich kaum die beträchtlichen Umstände und Kosten gemacht, sich neue Ausgaben aus dem Ausland kommen zu lassen. Rehms Urteil bedeutet auch, dass Winckelmann hervorragende philologische Arbeiten gar nicht zu schätzen gewusst hätte. Unterwürfige Heuchelei hätte Winckelmann zu dieser Zeit zudem nicht mehr nötig gehabt.

56 S. etwa den Brief vom 16. Mai 1767 (Rehm III, 1956, 261 Nr. 853).

57 Brief vom 22. Dez. 1764 (Rehm III, 1956, 71 Nr. 686, mit Kommentar 457).

58 Etwa im Brief vom 30. März 1765 (Rehm III, 1956, 88 Nr. 697).

7 Freunde in der Not: Winckelmann und Heyne gegen Casanova und Klotz

Heyne sollte sich als wahrhafter Freund in einer Krise erweisen, die die Reputation des Kollegen existentiell bedrohte: Im Winter 1760/61 tauchte in Rom ein antikes Wandgemälde unbekannter Herkunft auf, um das ein großes Geheimnis gemacht wurde und das Winckelmann nur durch Vermittlung seiner Malerfreunde Anton Raphael Mengs⁵⁹ und Giovanni Battista Casanova, der die Abbildungen für Winckelmanns letztes großes Werk, die *Monumenti Inediti* herstellte, sehen konnte, das sogleich seine höchste Bewunderung hervorrief und das er noch in der 1764 erscheinenden *Geschichte der Kunst des Alterthums* das schönste Gemälde nannte, das jemals aus dem Altertum das Licht unserer Zeit erblickt habe.⁶⁰

Es zeigt den Göttervater Zeus, auf einem Thron mit muschelförmiger Rücklehne und Fußbank sitzend; von rechts tritt der unbekleidete Ganymed hinzu, der in der gesenkten rechten Hand eine Weinkanne hält und ihm mit der linken eine Trinkschale reicht, die Zeus mit seiner rechten Hand ergreift, während er mit der linken über die langen Locken seines jugendlichen Mundschenks streicht und den widerstrebenden Knaben sanft an sich zieht, um ihn zu küssen.

Doch dieses Gemälde ist nicht antik; tatsächlich handelt es sich um eine – sehr geschickte – Fälschung von Mengs, der gezielt jene antiken Wandgemälde nachahmte, die Winckelmann für besonders gelungen hielt, und zudem raffiniert mit zahlreichen Rissen und Sprüngen die antike Freskomalerei imitierte. Zwei weitere, mit diesem Fresko angeblich zusammen entdeckte antike Wandgemälde, lernte er nur aus Zeichnungen Casanovas kennen, da die Originale angeblich schon nach England verkauft waren. Diese natürlich von Casanova selbst angefertigten Abbildungen – Athena und die Töchter des Kekrops auf der Akropolis sowie drei tanzende Frauen mit einem Flötenspieler – wurden von Winckelmann sogar in der *Geschichte der Kunst* abgebildet; sie sind allerdings in ihrem klassizistischen Geschmack, der die Darstellung nackter Figuren völlig vermeidet, und der plumpen Zeichnung des Tempelportals im Hintergrund des ersten Bildes so unantik, dass es verwunderlich ist, wie Winckelmann auf diese

59 Mengs, 1728 geboren, war damals einer der angesehensten Maler und führte Winckelmann in das künstlerische Leben Roms ein, s. Justi 1943, I, 549–560; Leppmann 1996, 140f.; P. Betthausen, „Künstler im Umkreis Winckelmanns“, in: Kunze 1998, 137–139.

60 Grundlegend dazu: Kunze 2006; A. Rügler, „Winckelmann und der römische Antikenhandel“, in: Kunze 1998, 97–104, bes. 103f., 116–117.

beiden Zeichnungen hereinfließen konnte; es lässt sich nur mit seinem Vertrauen in den Freund Casanova erklären.⁶¹

Winckelmann erfuhr von dem Betrug erst, als die *Geschichte der Kunst* schon gedruckt war. Er brach natürlich mit beiden ehemaligen Freunden, aber zu dieser Zeit war Mengs bereits nach Madrid berufen worden, und Casanova hatte einen Posten als Lehrer an der neu gegründeten Kunstakademie in Dresden angetreten, deren Direktor er später wurde, eine Berufung, die er nicht zuletzt Winckelmann verdankte, der einen enthusiastischen Empfehlungsbrief an Christian Ludwig von Hagedorn geschrieben hatte.⁶² Er war aufgrund von Schulden im September 1764 überstürzt und ohne von Winckelmann Abschied zu nehmen, abgereist, zu einem Zeitpunkt, als von seinen Zeichnungen für die *Monumenti Inediti* nur die Hälfte fertig war, was das ganze Projekt in Gefahr brachte.⁶³

Winckelmann wandte sich daher am 4. Januar 1766 an Heyne⁶⁴ mit der Bitte, „eine öffentliche Erklärung über meine Geschichte der Kunst“ in den *Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen* zu veröffentlichen:

Ich bin von einem in Rom beschriebenen Betrüger, welcher sich ehemals meiner Freundschaft rühmen können [sic], zu eben der Zeit, da ich ihn des größten Vertrauens würdigte, mit Nachrichten von alten Gemälden hintergangen worden, die von diesem böshafte Menschen erdichtet und untergeschoben sind. Von diesen Gemälden hat er mir die von ihm selbst erfundenen Zeichnungen gegeben, und zwei derselben befinden sich in der Geschichte der Kunst in Kupfer gestochen.

Eine öffentliche Stellungnahme war umso dringlicher, als Winckelmann ausgerechnet in seinem Hauptwerk als Kunstkenner kompromittiert und eine französische Übersetzung bereits in Arbeit war. Winckelmanns Erklärung wurde von Heyne denn auch umgehend (in den *Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen*, 14. Stück, vom 1.2.1766, 109–111) abgedruckt.

Die Angelegenheit eskalierte nun aber völlig, als der Philologe Christian Adolf Klotz, Professor der Beredsamkeit in Halle, eine an Polemik und persönlichen Beleidigungen kaum zu überbietende Erwiderung Casanovas in der *Hallischen Neuen Gelehrten Zeitung* vom 20.10.1766 publizierte, die er selbst aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorwort und einigen eigenen ein-

61 Zu Casanova und seiner Karriere in Rom und Dresden s. Betthausen 2000; zu der ganzen Affäre ausführlich auch M. Kunze, „Giovanni Battista Casanova contra Winckelmann“, in: H. G. Held (Hrsg.); *Winckelmann und die Mythologie der Klassik. Narrative Tendenzen in der Ekphrasen der Kunstperiode* (Tübingen 2009) 39–58.

62 Am 18.2.1764 (Rehm III, 1956, 23 Nr. 642).

63 Zu Winckelmanns Genugtuung wurde Casanova wegen Wechselfälschung in 1767 in Abwesenheit zu zehn Jahren Galeere verurteilt, was aber keine Folgen für ihn hatte; in Dresden störte man sich nicht daran, und 1771 konnte er sich sogar unbehelligt in Rom aufhalten, s. Betthausen 2000, 106.

64 Rehm III, 1956, 151–153 Nr. 753.

gefügt Passagen versehen hatte. Casanova schreibt dort unter anderem, er sehe sich gezwungen, den korrupten Antikenaufseher von Rom, der seine Ämter nur durch viele Intrigen erhalten habe und dessen Sitten sogar noch besser seien als sein Verstand, zu entlarven, denn nur durch ihn, Casanova, sei Winckelmann in dem gemeinsamen Werk, den *Monumenti Inediti*, vor zahlreichen lächerlichen Fehlern bewahrt worden, und durch Winckelmanns alleinige Publikation dieses Werks würde er jetzt um alle seine Mühe betrogen; da Winckelmann immer wieder Antikes und Neues verwechsle, habe er ihn durch die untergeschobenen Fälschungen von dessen eigener Unwissenheit überzeugen wollen.⁶⁵

M. Kunze hat die Hintergründe dieser Affäre untersucht, die er zu recht „merkwürdig genug“ nennt, denn nach der Unterschiebung der gefälschten Gemälde bis zur Aufklärung des Schwindels vergingen vier Jahre, in denen Casanova mit Winckelmann die gemeinsame Herausgabe der *Monumenti Inediti* verabredete und mit der Arbeit an den Zeichnungen und Stichen begann.⁶⁶ Offensichtlich wollte Casanova dem Kollegen nicht einfach eine freundschaftliche Lektion erteilen, sondern diesen – indem er ihn nicht rechtzeitig vor der Publikation der Zeichnungen in seinem Hauptwerk warnte – öffentlich als unfähig bloßstellen, um die alleinige Kompetenz in Kunstfragen für sich zu beanspruchen. Er positionierte sich damit auch unüberhörbar in der damals aktuellen Diskussion über die Stellung des Künstlers: Der bildende Künstler war für ihn nicht mehr nur der Handwerker, sondern der „denkende“ Künstler, der sich auch zu theoretischen Aspekten von Kunst und Kunstwerken äußert. Dennoch ist es mir nicht völlig begreiflich, warum er dazu einen Weg wählte, der durch die öffentliche Kompromittierung des Kollegen, mit dem er eng zusammengearbeitet hatte, doch auch sein eigenes Prestige gefährdete.

Nach Ansicht Casanovas konnte jedenfalls nur ein Künstler über Kunst urteilen, und noch vier Jahre später, also zwei Jahre nach Winckelmanns Tod, attackiert er in diesem Sinne in seiner 1770 erschienenen Schrift *Discorso sopra gl'Antichi*, die ein Jahr später in deutscher Übersetzung in Dresden erschien, indirekt Christian Gottlob Heyne: Wirkliche Kenntnis antiker Kunst könne nur auf künstlerischer Praxis und Erfahrung des Auges beruhen, die ebenfalls nur der Künstler besitze. Gelehrte, die alles kritisierten und in jedem Auge einen Splitter fänden, offenbarten keine Gelehrsamkeit, sondern nur ihre Bosheit, da sie nicht verstünden, was die wahre Schönheit ausmache. In dem letzten Satz wird kein Name genannt, aber er zielt sicher auf Heyne, wie M. Kunze überzeu-

65 Abgedruckt bei Rehm IV, 1957, 398–403 Nr. 235; Kunze 2006, 48–50.

66 Kunze 2006, 48. Casanova hatte sich bei der Zusammenarbeit an den *Monumenti Inediti* sogar finanziell engagiert, indem er die Stecher bezahlte; dafür sollte der zu erwartende Gewinn beim Verkauf des Werks zwischen Winckelmann und ihm geteilt werden, s. Betthausen 2000, 106.

gend schreibt.⁶⁷ Dieser wiederum reagierte darauf in seiner Abhandlung „Irrthümer in der Erklärung alter Kunstwerke aus einer fehlerhaften Ergänzung“, im zweiten Band der *Sammlung antiquarischer Aufsätze*, 1779, 172–258. Heyne argumentierte hier, dass man nicht in erster Linie ein scharfes Auge, sondern antiquarisches Wissen benötige, um an antiken Kunstwerken falsche Ergänzungen und moderne Zutaten von Künstlern zu erkennen. Als Beispiel führte er die unzähligen als Gladiatoren gedeuteten oder zu solchen ergänzten Skulpturen an. Heyne hingegen wies nach (was bis heute gültig ist), dass es in der Freiplastik, die auf griechische Vorbilder zurückgeht, keine römischen Gladiatoren gegeben haben könne, sondern es sich um griechische Athleten handeln musste. Damit war nun wiederum Casanova als Kenner kompromittiert, denn auch er hatte vier nackte Athleten in der Dresdener Sammlung als zwei Gruppen gegeneinander kämpfender Gladiatoren gedeutet.⁶⁸

Eine Frage blieb aber bislang bei der Diskussion dieser Auseinandersetzung – in die Heyne hineingezogen wurde, weil er Winckelmann das Göttinger Publikationsorgan zur Verfügung stellte – unbeantwortet: Was veranlasste den noch nicht dreißigjährigen Klotz, der heute fast nur noch durch seinen heftigen Streit mit Lessing bekannt ist, aber einst als Wunderkind und aufgehender Stern im Klassizismus galt und vormals Kollege von Heyne in Göttingen war, seine Zeitschrift für Casanovas persönlich beleidigende und rufschädigende Tirade zur Verfügung zu stellen?⁶⁹

Christian Adolf Klotz hatte 1762 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Göttingen angenommen, wo er im folgenden Jahr (nach Ablehnungen von Rufen nach Halle und Gießen) zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Es kam aber schon bald zu Zwistigkeiten mit den Kollegen, und offenbar empfand er vor allem den im Jahr nach ihm berufenen Heyne als unliebsame Konkurrenz; dieser wiederum fühlte sich anfangs in der Fakultät von den „Michaelis-Klotz'schen Kabalen“ verfolgt. Heyne versuchte dennoch, Klotz von seinem Wohlwollen zu überzeugen, indem er ihn in seiner Vergilausgabe lobte, was nicht nur vergeblich war, sondern Heyne auch noch den scharfen Tadel von Les-

67 Kunze 2006, 49.

68 Kunze 2006, 49.

69 Zu Klotz s. C. Bursian, „Christian Adolf Klotz“, in: *ADB* 16, 1882, 228–231. Am 19.11.1738 geboren, verfasste er schon als zwanzigjähriger Student in Leipzig lateinische Rezensionen und Abhandlungen; 1762 habilitierte er sich in Jena und hielt Vorlesungen über Horaz. Die erbarmungslose Kritik insbesondere von Lessing (der ihm Fehler, Mangel an Forschung und völliges Fehlen eines eigenen Urteils vorwarf), aber auch Streitigkeiten mit Goethe, Herder und Nicolai, gegen die er seinerseits scharf polemisierte, ließ den anfangs großen Kreis seiner Anhänger rasch schwinden. Sein Tod mit nur 33 Jahren am 31.12.1771 ist laut Bursian „für sein Ansehen bei der Mit- und Nachwelt eher zu spät als zu früh gekommen“ (!).

sings Freund, dem Verleger und Schriftsteller Friedrich Nicolai, eintrug.⁷⁰ Klotz ging bereits 1765 als ordentlicher Professor für Philosophie und Beredsamkeit mit dem Titel „Hofrath“ nach Halle, und seinen tiefen Groll gegen den Mann, der in Göttingen zwei Jahre sein Kollege gewesen war, nahm er offenbar mit: Noch Jahre später schrieb er, er habe Heyne „seiner Verstellung ungeachtet, für einen boshafte[n] und neidischen Menschen gehalten.“⁷¹ Heyne unternahm (zu Nicolais Ärger) auch nichts weiter gegen Klotz, als dieser offensichtlich Auszüge aus Mitschriften aus Heynes Vorlesung über antike Gemmen unter eigenem Namen veröffentlichte, wahrscheinlich, wie Heidenreich meint, da Klotz ihm in Göttingen nicht schaden konnte,⁷² vielleicht auch, weil er einfach durch die unzähligen Verpflichtungen und die Schwierigkeiten mit Michaelis⁷³ schon belastet genug war. Andere Philologen nahmen dagegen kein Blatt vor den Mund: „den Windbeutel, den Narren, den Schalksrath Klotzen, den Schandfleck unserer Zeiten, und aller Orte, wo er nur hinkommt“, nennt ihn der Klassische Philologe und Begründer der Arabistik, Johann Jacob Reiske, Ende 1765.⁷⁴

Meines Erachtens muss man sich ernsthaft fragen, ob Klotz' Aktion gegen Winckelmann nicht in erster Linie von dem Wunsch motiviert war, Heyne eins auszuwischen, denn es mutet doch seltsam an, dass Klotz, der in seinen Rezensionen von Winckelmanns Werken den Autor in glühenden Worten lobpries und dessen Tod pathetisch betrauerte,⁷⁵ sich in dieser Weise in Casanovas Dienste stellte und nicht nur seine Zeitschrift zu Verfügung stellte, sondern die wüsten Beschimpfungen sogar noch selbst übersetzte und ergänzte. Glaubte er damit den ungeliebten Heyne als Gelehrten, der auf den ebenso korrupten wie inkompetenten päpstlichen Antikenaufseher hereinfällt, diskreditieren und die *Hallische Neue Gelehrte Zeitung* zu einer ernsthaften Konkurrenz der *Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen* machen zu können?

70 Heidenreich 2006, 95f.

71 Brief vom 17.1.1769 an Bürger; zitiert nach Heidenreich 2006, 96 Anm. 360.

72 Heidenreich 2006, 96.

73 Vgl. dazu u. Nesselrath, S. 164–167.

74 R. Foerster, *Johann Jacob Reiske's Briefe*. Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 16. Bd. (Leipzig 1897) 695; vgl. auch den ergrimmteten Brief *ibid.* S. 674–676, den Reiske direkt an Klotz als Antwort auf ein Schreiben von Klotz an Frau Reiske schickt.

75 S. etwa Klotz' Rezension zur *Geschichte der Kunst des Altertums*, in: A. H. Borbein / M. Kunze (Hrsg.), *Johann Joachim Winckelmann. Geschichte der Kunst des Altertums. Statuenbeschreibungen, Materialien, Rezensionen* (Mainz 2012) 264–286, bes. 266f. (urspr. lat. in: *Nova Acta Eruditorum* 1764/5).

8 Heyne als Kritiker Winckelmanns

Auf Heynes Auseinandersetzungen mit Winckelmanns Arbeiten, nicht zuletzt die *Berichtigung und Ergänzung der Winckelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums* von 1771 soll an anderer Stelle ausführlich eingegangen werden.⁷⁶ In jedem Fall sollte man diese statt unter dem Aspekt der „Kritteln“ auch einmal von der Perspektive aus sehen, dass Heyne wohl der einzige Zeitgenosse war, der Winckelmanns Werke einer wirklich fachlichen, tiefgründigen Analyse unterzog und sie also einer sehr genauen und aufmerksamen Lektüre für würdig gehalten haben muss; seine Kritik ist nicht nur sachlich immer gerechtfertigt, sondern auch konstruktiv und für das Fach weiterführend. Damit ist Heyne letztlich der Zeitgenosse, der Winckelmann am meisten gerecht wird.

Wenn Heyne kaum je aus Göttingen herauskam und nie die antiken Kunstwerke Roms im Original sah, so wohl – abgesehen davon, dass seine Verpflichtungen hier kaum eine längere Abwesenheit zugelassen hätten – auch deshalb, weil er (wahrscheinlich durch die Überanstrengungen in seiner Jugend) extrem kurzsichtig war und größere Gegenstände nur durch ein Augenglas betrachten konnte, weshalb er ungerne Reisen unternahm.⁷⁷

9 Letzte Kontakte

Heyne publizierte bereits 1776 Briefe, die Winckelmann an ihn gerichtet hatte,⁷⁸ also fast dreißig Jahre vor Goethes 1805 erschienenem Sammelband *Winckelmann und sein Jahrhundert*, der die Winckelmann-Rezeption und das Winckelmann-Bild in Deutschland lange Zeit bestimmen sollte.⁷⁹

In den letzten Briefen Winckelmanns an Heyne klingt ein Ton aufrichtiger Wärme, was besonders tragisch anmutet, weil darin ausführlich von der

76 S. dazu bislang Graepler 2007a.

77 Heeren 1813, 220f.: „Den vollen Genuß eines Apollo, eines Laokoon konnte Heyne schwerlich haben“; s. dazu Döhl 1988, 125.

78 *Deutsches Museum* 1, 1776, 67–79. Diese Zeitschrift wurde 1776–1788 von dem Dichter Heinrich Christian Boie (1744–1806) herausgegeben, dem Mitbegründer des „Göttinger Hainbundes“, dessen Schwester Ernestine Johann Joachim Voß heiratete; Boie lebte in Göttingen an der Barfüßerstraße 16.

79 Goethes Werk enthält die Briefe Winckelmanns an seinen Jugendfreund, den 1872 in Weimar verstorbenen Juristen Hieronymus Dietrich Berendis, der sie der Herzogin Anna Amalia vermacht hatte, die sie 1799 Goethe mit der Bitte, sie zu veröffentlichen, übergab. S. V. Riedel, *Goethes Blick auf die Jahrhundert-Gestalt' Winckelmann*, Akzidenzen 18. Flugblätter der Winckelmann-Gesellschaft (Stendal 2011) 14f.

geplanten Reise nach Deutschland die Rede ist, wo er unter anderem Geld für eine Ausgrabung in Elis sammeln und auf der Rückreise in Göttingen Heyne besuchen wollte.⁸⁰

Bekanntlich kam es dazu nicht mehr; Winckelmann brach die Reise in Wien vorzeitig ab und wurde am 8. Juni 1768 in Triest ermordet. Sein letzter, am 23. Jan. 1768, also ein Vierteljahr vor dem Aufbruch im April geschriebener Brief an Heyne beginnt mit den Worten: „Ihr alter Winckelmann hat eine herzliche Freude über Ihr Schreiben empfunden. Ich erneuerte mir, nach Lesung desselben, Ihr Bild und Ihren muntern Geist, welcher Sie hoffentlich nicht verlassen hat [...]“; am Schluss heißt es: „[...] wenn ich anfangen zu plaudern, kann ich nicht aufhören. Denn die einsamen Leute sind Schwätzer, sagt der H. Kirchenvater Aristoteles in seinen Problem.[ata] [...] bin ich der Ihrige ganz eigen und ewig“.

80 Rehm III, 1956, 357–60 Nr. 931.

